

Schlagworte, die aber der Durchschnit braucht, um sich den Charakter einer Zeit überhaupt vorstellen zu können. Wenn man ihm sagte, das Biedermeier sei durchaus nicht rosig gewesen, sondern menschenfeindlich und hypochondrisch, die Heiterkeit sei nur nebenher gelaufen, er wäre völlig verwirrt, wenn man ihm, wie es sich in Wahrheit verhielt, erzählte, in dem so „sittenstrengen“ Mittelalter hätten in allen Bädern Männer und Frauen gemeinsam nackt gebadet, er würde an allem, was er weiß, irre werden. So steht es aber mit den meisten geschichtlichen Vorstellungen. Wie sieht es mit unserer Idee des Griechentums aus, wenn wir erfahren, daß die meisten, nun in schneeiger Weiße prangenden Tempel, einst grell, bunt, in vielen Farben bemalt waren, wie ist die Raffiniertheit des Rokoko damit zu vereinen, daß man sich wochenlang nicht wusch, die Waschschüssel der Marie-Antoinette so groß war wie ein Dessertteller?

Spengler behauptet, daß es immer wiederkehrende Auf- und Abstiege der Kulturen gäbe, die naturgemäß dieselben Erscheinungen hervorbringen; also auch dieselben Antlitze? Hier muß man fragen — und das grenzt an die Lieblingsprobleme der Salons des achtzehnten Jahrhunderts, ob es (nach John Locke) angeborene Eigenschaften gäbe: — Haben die Leidenschaften, die Temperamente und damit das Erlebnis des Alltags in verschiedenen Zeiten verschieden oder gleich ausgesehen? Ist die Liebe, der Geiz, die Eifersucht, Mißgunst, Schadenfreude, Pietät, Pathos, Haß, Naivität, dieselben Charaktere vorausgesetzt, ewig gleich? Bei eingehender Betrachtung muß man sagen: Nein! Die Liebe eines Sklaven zur Römerzeit ähnelt in nichts — den Trieb ausgenommen — der eines Leibeigenen um siebzehnhundert; der Humanitätsgedanke eines Rousseau wäre einem gotischen Menschen ganz unverständ-

lich gewesen, ebenso das Aufstellen antiker ausgegrabener Statuen. Wie aber wirkt sich solches Geistesgut im Gefühlsleben aus! Verschiedene Religionen verändern scheinbar gleiche Empfindungen völlig: Tierschutz, dem Buddhisten selbstverständlich, kann dem Spanier, außerhalb zivilisatorischen Ueberbaus, nicht klargemacht werden, da er im Christentum fehlt. Grausamkeit zu Tieren ist also nur relativ; der Vivisektor in Mitteleuropa ist viel grausamer als der bei Stierkämpfen jauchzende Spanier — wie muß sich aber solcher Unterschied physiognomisch ausprägen!

So wäre also der oben zitierte Gemeinplatz doch richtig und verschiedene Kulturen brächten verschiedene Gesichter hervor? Wenn wir Werke alter Kunst nach diesem Grundsatz eingehend prüfen, kommen wir zu anderen Resultaten. Gewiß — die Mehrzahl der Antlitze einer Epoche zeigen in gewissem Sinne deren Eigenschaften: Römer sind „römisch“ usw. (siehe oben), aber plötzlich findet man ein Männer-, ein Knaben-, ein Frauenantlitz, das gar nicht „paßt“, das so gar nicht gotisch oder rokoko, das im wahrsten Sinne modern ist, von dem es uns kaum möglich scheint, daß es in einer anderen als in unserer hastigen, nervösen Zeit entstand. Die Lösung dieses Rätsels heißt: Individualität. Die Persönlichkeit, sei sie auch noch so gering, hat ihr eigenes, von Zeit und Stil unabhängiges Gesicht. Die nervöse Frau — so muß also man sagen —, der Geldmann großen Stils, der Organisator, das dekadente Kind, der Mensch des Körpersports, sie alle werden, über die Epochen hinweg, einander ähneln. Hier wäre auch die Erklärung der Tatsache, daß Genies fast niemals den Gesichtscharakter ihrer Zeit zeigen. Was hat Beethovens Titanenantlitz mit dem Empire, was Goethes göttliche Augen mit dem Rokoko, Rembrandts Knollengesicht mit dem Barock zu tun? Vol-